

Basler Sitten

Autor(en): Johanna Von der Mühl

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1969

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b363fb38-9c45-49ad-ae58-35ba46646934>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Basler Sitten

Von Johanna VonderMühl

Johanna VonderMühl-Von Tuhr hatte von der Genossenschaft «Schweizer Volkskunde» den Auftrag erhalten, «Basler Sitten» in einem Buch festzuhalten. Es erschien 1944 und war in zwei Monaten ausverkauft. Soeben kommt eine unveränderte Neuauflage heraus. — Die hier vorliegenden Abschnitte (nach Entwürfen von Briefen an Ise von Moßner, Heidelberg, zusammengestellt) lassen anschaulich werden, wie die Verfasserin in ihrem ersten Ehejahr die herbe Selbstverständlichkeit der Basler Sitten im Patriziat von 1920 erlebt hat.

Basel, im Spätherbst 1920

Liebe Ise,

Wie hast du mich beneidet, daß ich aus dem Chaos der deutschen Nachkriegszeit ausgerechnet nach Basel geheiratet habe, und dazu noch in eine Familie, die nicht nur mit meinen Eltern, sondern auch mit meinen Großeltern genau bekannt ist.

Doch so einfach ist das nicht, sich einzuleben. Da gibt es einige, nein, zahllose Tabus, oder sagen wir, Fettnäpfchen, in die ich hineingetappt bin und, wie ich ahne, noch treten werde.

Zunächst weiß keiner meiner Tischherren in Gesellschaft, was mit mir reden, und ich ahne nicht, was ihn interessiert. «Only make a noise», rät mir die liebe Schwiegermutter. Erst letzthin ist das Eis gebrochen, als ich fragte, wie das mit dem Streik 1919 war. Da leuchteten die Gesichter: «Denen sind wir Meister geworden.» Jeder Herr hat zunächst einmal den Glöckliwagen — lies: Kehr-richtabfuhr — gefahren oder Mistkübel geschleppt. «Unsere Stadt soll von denen nicht versaut werden.» Die sprechenden und zuhörenden «gesetzten» Herren schüttelten sich vor Lachen. Ich weiß, sie würden gerne mehr erzählen, aber im Grunde streben sie nach dem Herrenzimmer, wo sie bei einer Brissago oder Zigarre vom Militärdienst plaudern. Hier im Salon bleiben sie nicht. Da darf nicht geraucht werden. Mein Eheherr verschwindet mit den andern in einer blaugrauen Höhle voller Tabaksqualm. Man hört durch die verschlossene Tür Gelächter, animierte Gespräche.

So sitzen bald die Damen zusammen. Ich bin der *point de mire*. Sie geben sich alle Mühe, mit mir ins Gespräch zu kommen. Im

Innersten aber sehnen sie sich nach der «Strickete». Schon Jakob Burckhardt beklagte sich seinerzeit, daß ihn die eifrigen Zuhörerinnen bei seinen Vorträgen mit dem Klappern ihrer Stricknadeln aus dem Konzept brächten. Geselliger Müßiggang liegt den Baslerinnen nicht. Alle haben schon von der Schulzeit an ihr «Vereinli», in dem sie ihre Freundinnen treffen und zugleich für wohltätige Zwecke Handarbeiten anfertigen.

In dieses «Vereinli» wird eine angeheiratete Ausländerin nicht aufgenommen. Zum Glück habe ich als Freundesfrau eine Altersgenossin gefunden, an die ich mich anschließen kann. Sie ist schon Mutter mehrerer Kinder und außerordentlich unternehmungslustig. Einmal in der Woche holt sie mich ab, und wir gehen ganz im Geheimen ins Kino unter dem Vorwand, einen Vortrag anzuhören. Jetzt kurz vor Weihnachten läuft ein Film mit Henny Porten, die ganz den Idealen der hiesigen jungen Frauen entspricht. Man geht am Nachmittag und mit schlechtem Gewissen. Um dieses zu besänftigen, hat meine Bekannte den Strickbeutel mitgebracht. Während sie begeistert auf den Bildschirm schaut, zählt sie lautlos die Maschen. Fast jedesmal, wenn die Handlung ihren Höhepunkt erreicht, höre ich neben mir den Seufzer: «Jetz han ye Maschefall!»

Mama hat dafür gesorgt, daß ich dekolletierte Abendkleider mitbekam. Eine weise Voraussicht, denn wir werden oft eingeladen, und alle Damen sind in großer Toilette. Aber ich friere. Selbst jetzt in der Nachkriegszeit wird nur schwach geheizt.

Morgen haben wir unser erstes Nachtessen im eigenen Haus. Das ist für mich eine ernste Angelegenheit, quasi das Abitur der bestandenen Hausfrau. Ich überlege. Mache ich nicht aus einer Mücke einen Elefanten? Wir wohnen, wie du weißt, im Hause meiner Schwiegereltern im Herzen von Basel. In drei Minuten bin ich auf dem kleinen Markt des Barfüßerplatzes, wo stets die herrlichsten Früchte und Gemüse angeboten werden. Ich brauche nur auszusuchen, was mir entgegenlacht. Die gemächliche dicke Elsässerin sortiert das Gewählte in einen Korb, das Kätterli, ein dürres Weiblein, hebt ihn auf die Schulter und trägt das Gemüse zu uns ins Haus, während die Gemüsefrau auf meinem Zettel die Rechnung macht. Heute habe ich besonders sorgfältig ausgewählt. Auf einmal

werde ich von einer zartbehandschuhten Hand energisch beiseite geschoben. Eine elegante ältere Dame sagt mehr oder weniger ungeduldig: «Excüsi, y bi d'Frau X . . . und kumm zerscht dra.» Ich bin erstaunt und verwirrt. Hatte ich die Dame etwa schon getroffen, hätte ich sie begrüßen sollen? Ich trat beiseite und meinte verlegen: «Entschuldigen Sie, ich bin Frau Y.» «Jä so, das isch ebbis anders», kam die Erwiderung. «In däm Fall mache Sie numme fertig, y ka warte.» —

Eben habe ich meiner Schwiegermutter den Menüplan vorgelegt: Suppe, Braten, Kartoffeln, Salat, Kompott. Mir schien er vorzüglich. Es kommt mir ja immer noch vor wie im Märchen, daß man wieder alles ad libitum kaufen kann. Wir haben andere Zeiten gekannt, Ise, und wie heiter waren wir manchmal trotz aller Beschränkung. Mutter sah mein Menü durch und lächelte: «Ist das alles, Kind? Die Speisenfolge ist etwas mager. Kein Entrée, kein Gemüse, keine petits fours, die du mit der Glace beim gleichen Konditor bestellen kannst. Welche Käse läßt du reichen? Die Weine bestimmt dein Mann — wir haben sie ja im Keller gelagert —, und zum ‚Schwarzen‘ sorgt er für Schnäpse. Wenn die Frau aus Kandern morgen vorbei kommt, nehme ich drei bis vier Ringe Bretzeln zum Bier.» Mir ging ein Talglicht auf. Ich wagte die Frage: «Mutter, dürfte ich Rezepte aus deinem Kochbuch abschreiben? Mein Mann mag deine weißen oder schwarzen Köpfler so sehr, und am Familientag schmeckt ihm manche Speise, die ich nicht kenne.» «Das ist recht, das freut mich», sagte Mutter schmunzelnd. «Aber die Rezepte behalte ich: Du weißt, die Liebe geht durch den Magen. Ein bißchen gehört mein Sohn eben doch noch mir.»

Liebe Ise,

Du fragst mich, wie es mir mit meinem feierlichen Nachtessen ergangen ist. Nun, mein Mann traute der Sache wohl nicht ganz, denn er war schon eine Viertelstunde vor Geschäftsschluß da und besah meine Anordnung kritisch, war aber dann recht befriedigt. Ich hatte die alte Kindsmagd unseres Veters als anerkannte Servierfrau angestellt. Was fehlte, durfte sie im Parterre bei der Schwiegermutter holen. Facit: fast alle Tablette und Anrichteschüsseln

stammten von unten, wo sie sich auskannte, und mein Silber protzte müßig auf dem Büffet. Immerhin hatte es dort Erfolg. Tante L. betrachtete während des Essens aufmerksam die Schüsseln, Schalen und den silbernen Samovar, den meine Eltern erstaunlicherweise hatten retten können. «Wenn y gwißt hätt', daß du so scheeni Sache hesch, hätte mer der meh als das Dozet silbrige Teeeffel gobt!» meinte sie nachdenklich.

Bevor der letzte Gang serviert wurde, legten die Herren ein auf Maß gefertigtes kleines Couvert mit zwei Franken unter den Teller. Das ist das Trinkgeld für die Dienstboten. Mir fiel ein, wie der Berliner Historiker Mommsen seinerzeit in diesen Brauch eingeweiht wurde, ihn im Eifer des Gesprächs aber vollkommen vergaß. Als er diskret daran gemahnt wurde, zog er seine mit Kleingeld prallgefüllte Börse hervor, suchte halbverärgert, halb befangen unter der Tischkante nach dem Obolus und ließ dabei das Portemonnaie fallen, so daß sich das Kleingeld lustig rollend im Zimmer verteilte. Tableau. Muß ihm Eindruck gemacht haben, daß er noch nach vielen Jahren Papa von dem Sturm im Wasserglas berichtete.

In Gesellschaft bedaure ich immer, daß ich unmusikalisch bin. Man musiziert hier fast in jedem Haus. Mama hatte es gut. Mit ihrem schönen Sopran sang sie sich seinerzeit buchstäblich in die Herzen der Basler hinein. Ich bin eine Enttäuschung. Ich höre mit Andacht zu, kann aber nicht mitmusizieren. Mich zieht es zu Farben und Formen hin. Kokoschka, Kubin, auch Lovis Corinth, Reinhold Lepsius, Max Liebermann sind meine Vorbilder. Mein ganzes Interesse gilt dem menschlichen Akt. Ich habe soviele verstümmelte, kranke Soldaten im Lazarett I in Straßburg gesehen, daß der Anblick und das Nachgestalten des Gesunden mir hilft, das Geschaute zu vergessen. Im Salon habe ich eine Aktstatuette von Tuailleon aufgestellt, die mir sehr lieb ist.

Von meinen eigenen Aktversuchen hängt nur ein Bild, das schon vor einer Jury Gnade gefunden hat und in ausgestellt wurde, verstohlen in einer Ecke. Nach Tisch nahm mich eine Freundin unauffällig beiseite. «Lose Sie», meinte sie leise, aber eindringlich, «Sie hän zwei Blutti in der Wohnig!» Erst besann ich mich. Dann verstand ich. «Ja», sagte ich eifrig, «Aktzeichnen ist

für den Maler wie Tonleitern für den Pianisten.» «Das sotte Si nit mache, das gheert sich nit», war die Antwort. Ich fiel aus allen Wolken. «Warum», fragte ich dümmlich. «S'isch wäge de Dienschte», kam es ernst von den mahnenden Lippen.

Ich bin gewarnt. Von nun an gehe ich zur Gewerbeschule in die Aktklasse und bin als Mitglied in den Lyceumclub eingetreten, wo man ganz offiziell Akt zeichnet. Das «man» entscheidet. Gehört du dazu, kannst du tun und lassen, was dir gefällt, nur, du darfst dich nicht privat erwischen lassen. Meine Bilder hängen von nun an den Wänden des hinteren Treppenhauses.

Höre Ise,

Du mußt mich im Frühjahr besuchen. Du als Schriftstellerin solltest diese eigenwillige und für mich jetzt schon – ich ahne es trotz aller Fremdheit – liebenswerte Welt kennen lernen. Da gibt es die «Dalbe», ursprünglich eine Quartierbezeichnung, die zum Begriff für die alteingesessenen Patrizierfamilien geworden ist. Die alten Herrschaften gehören noch zu der Generation, die, wie der Jurist Andreas Heusler mir sagt, den Taler viermal umdreht, ehe sie ihn ausgibt. Bei solchen Bemerkungen blitzt es belustigt in den blauen Augen des alten Herrn. Auffallender Luxus und große Bankerotte waren vor dem Kriege selten. Man lebte womöglich vom Zinseszins und ließ das Kapital hübsch anwachsen. Andererseits schreibt Jakob Burckhardt als Student aus Berlin: «Selbst die vornehmen Leute haben lange nicht so viel wie die Basler Herren, und Herr Christoph Merian hat ein größeres Einkommen als der Kronprinz von Preußen, denn dieser hat jährlich nur 270 000 Franken und muß daraus eine Menge Leute erhalten, während Herr Merian vielleicht ebensoviel auf die Seite legt.» Allerdings haben die Basler Geschäftsleute durch den Krieg schwere Verluste erlitten. Die berühmten Seidenbündel, die hier hergestellt werden, finden nur noch in Süd-Amerika Absatz. Dafür zeigt sich heute eine neue Chance: die Färbereien beginnen, sich auf chemische Produkte umzustellen, die zur Zeit sehr gefragt sind. Immerhin, die Privatvermögen sind heute nicht mehr so gesichert, wie im Ausland allgemein angenommen wird. Umso beachtlicher ist die

Gebefreudigkeit der Bürger bei öffentlichen Sammlungen. Braucht die Universität, das Museum oder sonst ein Institut eine große Summe für eine wichtige Anschaffung, dann ist die Liste in kurzer Zeit oft von wenigen Namen ausgefüllt, die den Bedarf decken. Der Basler ist sparsam und anspruchslos im Privatleben, aber großzügig, wenn es um seine Stadt geht. –

Die Mutter bleibt sozusagen regierendes Oberhaupt in Familienangelegenheiten, auch wenn die Kinder längst erwachsen und verheiratet sind. Auch ich finde mich möglichst regelmäßig zum Nachmittagstee bei meiner Schwiegermutter ein. Da sitzen meine Schwägerinnen beisammen und sticken eifrig. Nicht nach vorgezeichneten Mustern, sondern nach eigenen Entwürfen entstehen feine Gobelinarbeiten als Möbelbezüge und höchst kunstvolle, mit Filetarbeit durchsetzte Leinenstickereien. Meine Schwiegermutter hat mir eine wunderbare Leinendecke geschenkt, die über und über mit Lochstickereien verziert ist, «wie mit einem Maschinengewehr durchlöchert», war mein erster Gedanke. Auf meinen bewundernden Ausruf: «Aber so reich bestickt!» meinte Mutter: «Ich arbeite den ganzen Tag. Wo käme ich hin, wenn ich den Stoff nicht voll ausnützte?»

Die Waschküche darf ich nicht benützen. Die große Wäsche ist Tabu mit ihren Riten und Bräuchen, die seit Jahrzehnten feststehen. Also gebe ich unsern «schwarzen Plunder» aus. Ja, so sagt man. Bei einer meiner ersten Einladungen hörte ich, wie eine Dame die andere fragte: «Los, Schuggi, was machsch mit em schwarze Plunder im Herbst? Blybt er dobe-n-oder kunnt er mit in d'Stadt?» Sofern es geht, höre ich solchen Gesprächen stumm zu. Wenn ich zuviel frage, stelle ich meinen Ruf als angehende Hausfrau in Frage. Erst hier im Haus wagte ich mich zu erkundigen, was dieser rätselhafte Ausspruch bedeute. So erfuhr ich, daß «dr schwarz Plunder» die schmutzige Wäsche ist, und daß fast jede Familie ein Landgut besitzt, auf dem man die Sommermonate verbringt.

Liebe Ise,

Ich kann eine gewisse Enttäuschung nicht verschweigen. Du weißt,

wie ich Kinder liebe, wie wir zu Hause die Kinder unserer Freunde kannten und in unsern Kreis mit einbezogen. Hier ist das etwas anders. Ich sehe nur die Buschi, wenn ich zur Geburt gratuliere. Ältere Kinder erscheinen nie, wenn Gäste kommen, sondern nur an Familientagen. Da sitzen sie «gesonntagt» mucksmäuschenstill da und verschwinden unauffällig, sobald es geht, in der sogenannten «Schaffstube», wo genäht, gebügelt und vor allem emsig «gerätscht» wird. Dieses Paradies ist mir verschlossen. Die Kinder finden dort die alten, schönen Spielsachen, die zum Teil bald antiquarischen Wert besitzen. Ehrfurchtsvoll nehmen die kleinen Mädchen die Meißner Porzellanpuppen in Empfang, die ihnen zur Feier des Sonntags anvertraut werden, während die Buben mit dem wundervoll genau gearbeiteten Anker-Steinbaukasten Gebäude errichten. Am kostbarsten aber ist der Holzbaukasten, den der Urgroßvater selbst ausgesägt hat, denn alle Herren «bäscheln» mit Hingebung. Vor allem üben die winzigen Zinnsoldaten in ihren ovalen Spanschachteln eine große Anziehungskraft aus. Durch leere Kammern, unbenutzte Korridore werden die Truppen aufgestellt, etwa napoleonische Feldzüge oder Suworoff's Feldzug durch die Schweiz darstellend. Da beteiligen sich Väter und Onkels an dem Knabenspiel, das mich seltsam an die offiziellen Kriegsspiele bei den verschiedenen Regimentern in Deutschland vor 1914 erinnert. Auf jeden Fall wissen die Buben durch die Übungen mehr von moderner Geschichte, als sie in den Schulen davon erfahren. Noch ein Plus: Jung und Erwachsen beteiligt sich mit gleichem Eifer. Mein Vater hätte sich ohne diese Spiele nicht so leicht mit seinem damaligen Hörer, meinem Mann, befreundet.

Liebe Ise,

heute bin ich wieder einmal die gewundene Treppe, die zu den «Dienstenmansarden» führt, bis in den obersten Estrich unseres weitläufigen Barockhauses gestiegen. Der langgestreckte Raum unter dem Giebel mit seinen vor Alter geschwärzten Eichenbalken liegt im dämmrigen Halbdunkel, das nur von den in regelmäßigen Abständen angebrachten Dachluken erhellt wird. Durch jede Luke sehe ich in eine andere Himmelsrichtung. Am schönsten ist der

Blick über den Rhein, das Dachgewirr von Kleinbasel bis hin zu den Rebbergen des Tüllinger Hügels, dessen bewaldeter Rücken zu jeder Zeit in bunten Farben lockt, wenn er nicht, wie jetzt, im Winter weiß glitzert. Wenn ich da eine Zeitlang still verzaubert stehe, ergreift mich ein nie gekanntes Gefühl, nicht Heimweh, denn ich verwachse von Tag zu Tag mehr mit dieser Stadt; ich möchte es Fernweh nennen, eine unstillbare Sehnsucht nach dem, was jenseits der Stadt liegt, dort, wo die blaue Horizontlinie der umkränzenden Hügel an den lichten Himmel mit seinen weißen Wolken grenzt.

Jeden Samstag hat mein Mann seinen Stammtisch im Zunfthaus zum Schlüssel, das zugleich ein vorzügliches Gasthaus ist. Da kommen die ehemaligen Klassengenossen zusammen und es wird eifrig über die Zeitläufe disputiert. Da einige Kameraden als Forscher, Wissenschaftler stets Neues und Interessantes berichten, ist es im Nu Mitternacht. Man bricht eilig auf. Auf dem Heimweg, just unter unserem Schlafzimmerfenster teilen sich die Wege und nun wird in aller Eile das Persönliche erledigt. In der engen Gasse hallen die angeregten Stimmen von allen Ecken wider. Man sagt: «Wenn Frauen auseinander gehn, so bleiben sie noch lange stehn.» Ich kann Dir sagen: «Wenn Männer auseinander gehen, bleiben sie noch länger stehen.» Ja, der Eifer des Gefechts! Oder denken die Herren, ich verstehe ihr Baseldytsch nicht?

Warum ich nur selten abends mit meinem Mann über die Rheinbrücke bummle, wenn sich die Lichter im Wasser spiegeln? Ganz einfach: eine junge Frau geht nicht unnötig zweimal am Tag aus. Eine Bekannte, die von einer Lungenentzündung genesen ist, hat sich förmlich bei mir entschuldigt, der Arzt habe ihr verordnet, zweimal täglich spazieren zu gehen. Also füge ich mich dem Wink. Ich bin ja auch durch meinen Weg zur Stadt entschädigt, um den man mich beneiden kann. Trete ich aus der Haustür, so führen mich wenige Schritte zum Münster. Gern leiste ich mir den kleinen Umweg durch den Kreuzgang und betrachte die Grabplatten, die an den Wänden und in den Sandsteinfließen des Bodens eingelassen sind. Hier ruhen die alten Basler Geschlechter vom Mittelalter bis etwa 1840. Die verschiedenen Stile und Ausdrucksformen

von Beschriftung und Gestaltung fügen sich hier zu einem harmonischen Ganzen. Oft treffe ich einen alten Herrn, der mit meinem Vater befreundet ist. Er verweilt gern ein wenig auf seinem Weg zur Universität, erklärt mir die Inschriften und erzählt mir von der Geschichte der Stadt und ihrer Häuser.

Dieser Herr ist gewissermaßen mein Führer. Wenn ich von meinen «Kommissionen» eilig den Rheinsprung hinauf unserm Haus zustrebe, tritt er mir wie zufällig in den Weg und begleitet mich ein Stückchen.

Dabei hat mir mein Begleiter die folgende, bezeichnende Geschichte erzählt: Als die Queen Viktoria schon sagenhaft alt war, kam der Besitzer des Blauen Hauses auf den Gedanken, daß wohl in absehbarer Zeit beim Tode der Königin in England Landestrauer verfügt werde. Daraufhin ließ er wagemutig einen Riesenvorrat von Seide und Bändern schwarz einfärben. Als dann bald darauf die Herrscherin wirklich starb, konnte er sofort liefern, und das Geschäftshaus hatte den großen coup gemacht.

Noch eine «Seidenanekdote» hat mich amüsiert: Ein «Seidenherr» fuhr mit seiner Gattin nach Paris. Während er Geschäftsverhandlungen erledigte, sollte sich seine Frau einen besonders schicken Hut bei einer der ersten Hutmacherinnen aussuchen. Als der Ehemann sie zum Essen im Restaurant abholte, wartete sie vergeblich auf Bewunderung. Er meinte nur: «Was het er koschtet?» Als der Herr den hohen Preis vernahm, schmunzelte er nur, besah das Gebilde aus bunten Bändern und bemerkte: «Das hättsch kenne billiger ha. D'Bändel sin vo uns!»

Die Weite des Münsterplatzes überwältigt mich jedesmal, wenn ich ihn betrete. Das Münster selbst beherrscht geradezu mein Leben. Seine Glockenschläge messen die Stunden, und wenn ich unser Eßzimmerfenster öffne, so erhebt es sich in seiner roten Pracht, gekrönt von dem grünen Dach, wie ein steinernes Mosaik in den Himmel. Hier auf dem Platz reihen sich die Barockhäuser der beiden ehemaligen Bürgermeister an schmale, gotische Bürgerhäuser. Wir wandeln — das ist der richtige Ausdruck — indem wir immer wieder betrachtend haltmachen, von Haus zu Haus. Über den Münsterplatz zieht sich zur Zeit ein breiter Graben. «Der wird

auf meine Kosten aufgeworfen», sagt mein Begleiter, «man muß doch einmal wissen, was es mit den römischen Überresten auf sich hat.» — «Wie interessant», antworte ich, «wann werden Sie die Resultate veröffentlichen?» Er sieht mich erst stumm an. Dann meint er gemächlich: «Ich weiß jetzt, daß ich mit meinen Vermutungen recht hatte. Das genügt. Der Graben wird wieder aufgeschüttet. Was ich mir an Plänen aufgezeichnet habe, geht niemand was an.»

Langsam steige ich zu «uns» hinauf, schaue auf die Gasse hinunter. Es ist Essenszeit. Bald kommt mein Eheherr. Ihm erzähle ich, was ich über Euler, die Geschlechterreihen berühmter Männer, wie die Mathematiker Bernoulli, die Naturforscher Sarasin, den Kunsthistoriker Burckhardt und die Juristen Heusler erfahren habe. Wie kommt es, daß hier, gerade in Basel fast immer drei Generationen hintereinander Dinge herausfanden, die noch heute allgemeine Bedeutung behalten haben, und dann plötzlich die Kette unterbrochen wird? Ist das dem zuzuschreiben, daß Basel sich ohne Kriegswirren entwickeln konnte? Mein Mann nickt: «Gewiß, das ist ein Faktor. Aber der andere ist doch, daß höchstens 3–4 Generationen sich der Forschung hingeben können. Dann muß wieder eine Generation kaufmännisch denken, verdienen. Du weißt: ewig kann eine Familie nicht vom Kapital leben. Und du weißt ja, daß Gelehrte nicht auf den Verdienst in erster Linie aus sind. Sie sind doch vor allem Idealisten, und vom Professorengelohnte ist bei uns noch keiner fett geworden.»

Liebe Ise,

Erinnerst du dich noch, wie wir vor dem Krieg begeistert bei den berühmten Iffizheimer Pferderennen zuschauten? Damals habe ich natürlich nicht darauf geachtet, wieviele bekannte Basler Namen auf den Teilnehmerlisten figurierten. Aber jetzt merke ich, wie wichtig der Reitsport für die Basler ist. Sogar die sonst so häuslichen Frauen beteiligen sich höchst erfolgreich an den hiesigen Springkonkurrenzen, und nicht etwa bloß die jungen. Ich kenne drei Damen, die schon Großmütter sind und sich dennoch regelmäßig ihre Preise holen. Übrigens, auch auf einem andern Gebiet sind die hiesigen Frauen erstaunlich fortschrittlich; nämlich beim

Schwimmsport. Kannst du dir vorstellen, daß würdige, grauhaarige Damen täglich im kalten Rheinwasser schwimmen, solange es die Jahreszeit zuläßt? Von der Pfalz hinter dem Münster führt ein lauschiges Zickzackweglein steil hinab zur Frauenbadanstalt. Auf der entgegengesetzten Seite der Pfalz erreicht man auf einem entsprechenden Weglein die Männerbadeanstalt, die sogenannte Schwimmschule. Die beiden Anstalten kleben wie Käfige aus dicken Holzbalken gefügt am Ufer. Sie enthalten die nötigen Umkleidekabinen und einen beschränkten freien Raum zum Schwimmen. Dort werden die Anfänger von der kundigen Hand des Bademeisters oder, bei den Frauen, der Badmeisterin, am langen Seil stromauf- und stromabwärts gezogen und mit lautem Eins-Zwei zu den korrekten Schwimmbewegungen angehalten. Wer den Unterricht lange genug genossen hat, schwimmt sich frei in der kleinen Prüfung, bei der man durch die ganze Anstalt hinab und durch die halbe stromaufwärts schwimmen muß. Bei Hochwasser im Frühsommer kostet das allerhand Anstrengung. Unsere Bademeisterinnen in ihren hochgeschlossenen, fast knöchellangen Waschkleidern sehen beinahe so aus, als ob sie selbst noch aus der Gründungszeit der Anstalten um 1820 stammten. Sie müssen ja auch warm angezogen sein, denn das Dach läßt sowenig Sonnenstrahlen wie neugierige Blicke, von oben herein. In den ersten Jahren nach der Gründung badete die holde Weiblichkeit sogar züchtig in Kabinen, in denen ein viereckiges Loch im Bretterboden den Zugang zum Rheinwasser erlaubte. Die Besucherinnen der Anstalt sind durchwegs Stammkundinnen, die von den Aufseherinnen mit ihrem Namen begrüßt werden. Man konnte nämlich zur Gründungszeit Anteilscheine kaufen und erwarb damit ein lebenslängliches Abonnement.

Der Bademeister des Männerbades, der sogenannte «Hämmi», ist ein stadtbekanntes Original, der schon Generationen von Schulbuben die edle Schwimmkunst beigebracht hat. Alle diese ehemaligen Schulkameraden, die heute Regierungsräte, Geschäftsherren, Bankiers oder Gelehrte sind, treffen sich beim täglichen Bad. Sie tauschen Stadtneuigkeiten aus und beobachten die Fortschritte ihrer Sprößlinge, Neffen und Freundessöhne. Es gibt etliche fanatische

Schwimmer, die einen eigenen Schlüssel zur Anstalt haben und den ganzen Winter, selbst bei Schnee und Eis, ihr tägliches Bad absolvieren. Die echten Basler schätzen ihren kalten, mitreißenden Strom mit seinen Strudeln mehr als jedes liebliche Seebad. Auch ich freue mich darauf, im nächsten Sommer um die Mittagsstunde in das wilde, grünlich blaue Wasser zu tauchen.

Denke Dir, ich habe mir ein Basler Kochbuch gekauft. Ich habe mir ein Herz genommen und bin heute in «unsere» Buchhandlung gegangen, die in der Nähe des Marktplatzes liegt. Gegenüber unserm Haus befindet sich zwar ein ebenso wohl assortierter Buchladen. Aber vor ungefähr fünfzig Jahren wurde zweimal falsch geliefert. Seitdem existiert der Laden nicht mehr für uns. Wir gehen lieber weiter in die Stadt hinunter, als uns von einem ungenauen Buchhändler bedienen zu lassen. — Es gibt außerdem noch eine große Buchhandlung, die bis vor wenigen Jahren alle Neuerscheinungen ins Haus schickte, selbst wenn man es nicht wünschte. Doch eines Tages fuhr ein großer Lastwagen bei besagter Buchhandlung vor. Starke Männer stiegen ab, luden schwere Röhren aus und trugen sie in den Laden, wo sie sie auf dem Boden aufschichteten. Als der erschrockene Besitzer sich dagegen wehrte, daß seine Geschäftsräume verbarrikadiert wurden, trat der unbekannte Vorarbeiter vor, zog höflich die Mütze und sagt: «Excüsi, eine Empfehlung von Herrn x . . ., und er erlaubt sich, die Röhren zur Ansicht zu schicken, um sich für die Bücheransichtssendungen zu revanchieren. Man möge so gut sein und sie bei Nichtgebrauch wieder zurückschicken.» Von da an hatte man Ruhe vor unaufgeforderten Büchersendungen.

Mein Mann absolviert gegenwärtig seinen militärischen Wiederholungskurs. Nun sitze ich also abends allein unter der großen Stehlampe und studiere das Werk «Gritli lernt kochen», das man mir in der Buchhandlung empfohlen hat. Es ist eine Neuauflage, die den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßt ist. Die alten, handgeschriebenen Aufzeichnungen, die meine Mutter mir mitgegeben hat, sind völlig überholt. Es heißt da etwa: «Man nehme sechzig Eier für einen Napfkuchen etc.», um nur ein harmloses Beispiel zu nennen. Wie war es nur möglich, für den Alltag so viele Zutaten

zu verwenden? Und wie unvermerkt haben wir uns doch im Krieg daran gewöhnt, die magere Kost mit «Ersatz» schmackhaft zu machen — erinnerst Du Dich an die schöne Abwechslung: Bohnen, Kartoffeln, Kartoffeln mit Bohnen ohne Fett, an Festtagen frischen Salat mit Ei? Nun kommt mir bereits die normale Kost üppig vor. Ich war anfangs hier hell begeistert von einer Sorte kurzer, dicker Fleischwürste, den sogenannten «Klöpfern», und habe sie meinem lieben Mann bei jeder erdenklichen Gelegenheit aufgetischt. Er ist so rücksichtsvoll, daß ich erst neulich aus einer zufälligen Bemerkung entnahm, daß er diese etwas «kommune» Speise gar nicht besonders liebt. Nun, wenn er heimkommt, tische ich ihm eine Schokoladencreme auf, auf der eine Katze liegen könnte ohne einzusinken, wie man hier sagt.

Liebe Ise,

Unser Haus ist, wie üblich, keineswegs im Stil des 18. Jahrhunderts eingerichtet, sondern jede Generation bringt ihre eigene Ausstattung mit, augenblicklich Möbel aus den 1880er Jahren. Die Räume sind dermaßen harmonisch, daß dies keine Rolle spielt, der Charme der Architektur nimmt die Blicke gefangen.

Manchmal schüttelt Mutter den Kopf, wenn sie bei mir oben schnell hereinschaut. Bei mir haben sich alle antiken Möbel gesammelt, die gerettet werden konnten. Es gibt Stunden, namentlich wenn die zartgraue Dämmerung einfällt, in denen ich die leblosen Dinge fast bedrückend empfinde. Sie sind geblieben, meine Generation aber ist in den Kriegs- und Nachkriegswirren untergegangen.

Mutter mag ahnen, was in mir vorgeht. Neulich nahm sie mich auf einen Inspektionsgang in die Remise mit. Wir haben kein Auto. Wagen und Pferde sind überholt. Dafür steht uns jederzeit eine Droschke zur Verfügung.

Allerdings machten wir die obligaten Brautbesuche in einem etwas vorsintflutlichen elektrischen Auto, das von nahen Freunden entliehen wurde. Bei Verlobungen, Hochzeiten, *erbittet* man nämlich die Gefährte; bei Begräbnissen werden die Autos und Kut-schen dem Trauerhaus *angeboten*.

Als wir die dämmerige Remise betraten, war ich entzückt. Wahre

Schätze wohlerhaltener Möbel aus vergangenen Epochen standen umher. «Mutter», meinte ich übereifrig, «warum benutzest du die schönen Sachen nicht.»

Ein halbzärtliches, halbspöttisches Lächeln, das ich sehr liebe, umspielte Mutters ausdrucksvollen Mund. «Weißt Du, die neue Mode, Antiquitäten zu kaufen, gefällt mir nicht. Man erbt sie besser.»

Nun verstand ich den Ausspruch einer Tante, die mir sagte, als ich vom guten Einvernehmen der ganzen Familie sprach: «Und habt Ihr schon mal geteilt?» Jetzt erst ging mir der Humor dieses menschlichen, allzumenschlichen Ausspruchs auf.

Wie du weißt, hat mein Vater nach seinem ihm so vertrauten Basel keinen Ruf bekommen, sondern lehrt begeistert in Zürich. Wenn meine Eltern übers Wochenende zu uns nach Basel kommen, bringt er fast immer seine neuesten Abhandlungen und seine Gutachten mit und übergibt sie meinem Mann zur Verwahrung. «Hier sind sie sicher. Hier ist die Zeit stehen geblieben. Deine Bibliothek wächst und gedeiht!» meint mein Vater zuversichtlich. Mein Mann nickt überzeugt, versieht den Artikel mit einer Nummer und versorgt ihn.

Ise, ist es nicht sonderbar, daß ich manchmal zweifle? Wohl ist diese Vorkriegszeit in Basel noch lebendig, noch faßt man definitive Entschlüsse. Aber wie lange noch?

Du denkst, gebranntes Kind scheut das Feuer. Du hast recht. Aber dennoch, wie lange kann sich die Tradition halten, wenn unsere Umwelt im Chaos der Nachkriegszeit neuen Gesetzen unterworfen ist? Muß das nicht auch auf uns in der Schweiz zurückwirken?

Nun bin ich fast dreiviertel Jahre hier, aufgenommen in diesem Kulturkreis, eingeführt in Sitten und Gebräuche der Polis. Meine erste Neugier und Überraschung haben sich in ein Gefühl echter Zuneigung verwandelt.

Meine Briefe an Dich werden seltener werden, denn ich weiß, daß wir, in alter Verbundenheit, diese Welt des absoluten vornehmen Bürgertums stets aufs Neue gemeinsam erleben werden.

So schließe ich in einer Stimmung hoffnungsvoller Zuversicht,

hoffnungsvoll auf ein Wiedersehn und mit dem Wunsch, daß die vielverästelten Verbundenheiten mir von Tag zu Tag klarer werden, sodaß, wenn wir einmal Kinder haben, sie nicht ahnen, was es mich gekostet hat, statt nur auf Besuch in Basel zu weilen, mich hier einzuleben.